

# Der geduldete Hochverräter

Von München aus die Weimarer Republik zerschlagen: Über zwei neue Darstellungen des gescheiterten Hitlerputsches im November 1923.

Am 13. Dezember 1922 hielt die noch weitgehend auf Bayern begrenzte Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) nicht weniger als zehn Veranstaltungen ab. Ihre Redner hetzten gegen die Republik und ließen an ihrer Entschlossenheit zum Umsturz keinen Zweifel. „Es kommt noch die Zeit, wo alles mit uns marschiert“, prophezeite der Parteivorsitzende Adolf Hitler, denn „die Bewegung entwickelt sich dahin, dass sie einmal kategorisch erklärt: nun endlich Schluss! Die Nationalsozialisten haben den eisernen Willen und werden einen eisernen Besen binden, endlich auszukehren.“ Solche Phrasen stießen bei den zahlreichen Zuhörern auf Zustimmung. „Tosender Beifall“, vermerkte Joseph Zetlmeier, Polizeireferent im Bayerischen Staatsministerium des Innern, in seinem Bericht, den Max Schmalz vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv aus Anlass des hundertsten Jahrestags des sogenannten Hitlerputsches unlängst einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Polizeireferent Zetlmeier ließ es an eindeutigen Warnungen vor den Nationalsozialisten nicht fehlen. Die NSDAP gehe „einer revolutionären Bewegung entgegen“, hielt er fest, und weiter: „Denn wohin soll sie sonst steuern? Parlamentarisch will sie sich nicht betätigen und das Reden allein hat keinen Wert. Die Bewegung ist daher ohne Zweifel eine Gefahr für den Staat, nicht nur für die derzeitige Staatsform, sondern für das Staatswesen überhaupt.“

Diese Warnung wurde damals folgenlos zu den Akten gelegt. Knapp ein Jahr später wollten Adolf Hitler und seine Mitverschwörer die Macht im Staate gewaltsam an sich reißen. Ihr Putsch in München am 8. November 1923, der den Auftakt für einen dem Vorbild der italienischen Faschisten nachempfundenen „Marsch auf Berlin“ bilden sollte, scheiterte allerdings am Tag darauf im Kugelhagel von Landespolizei und Reichswehrverbänden. Das hinderte die Nationalsozialisten später nicht daran, am Jahrestag mit einer pompösen Trauerfeier ihren „Martyrern“ zu huldigen.

Aus Anlass des hundertsten Jahrestags der Ereignisse besteht an neuen Büchern zum Thema kein Mangel. Während viele eine Gesamtschau auf das Jahr 1923 bieten, in dem sich mit der französischen Ruhrbesetzung und dem anschließenden „Ruhrkampf“, der Hyperinflation und kommunistischen Aufstandsvorbereitungen in Sachsen und Thüringen Krise an Krise reihte, konzentrieren sich zwei Bücher vorrangig auf die politische Entwicklung in Bayern, vom Herbst 1922 bis zum sogenannten Hitlerputsch.

Sven Felix Kellerhoffs „Der Putsch. Hitlers erster Griff nach der Macht“ steht in der Tradition der Arbeiten des „Spiegel“-Journalisten Heinz Höhne, der in den Siebziger- und Achtzigerjahren mit Sachbüchern zur Geschichte des Nationalsozialismus sehr erfolgreich war. Kellerhoff, Redakteur der „Welt“, erzählt lebendig und detailreich. Seine Chronik der Ereignisse ist eine Geschichte von Männern aus der ersten und zweiten Reihe der damaligen Politik, die mitunter



Posieren für den Fotografen: Bewaffnete Hitleranhänger machen sich bereit zur Abfahrt in das Zentrum Münchens.

Foto Picture Alliance

den Sog eines Polit-Thrillers entfaltet. Eine Stärke des Buches ist die umfangreiche Auswertung zeitgenössischer deutscher und internationaler Tageszeitungen, mit deren Hilfe Kellerhoff die Atmosphäre der Zeit anschaulich schildert. Allerdings inszeniert er die politischen Ränkespiele in Bayern wie im Reich mit-

**Sven Felix Kellerhoff:**  
„Der Putsch“. Hitlers erster Griff nach der Macht.  
Klett-Cotta Verlag,  
München 2023. 368 S.,  
Abb., geb., 25,- €.

**Wolfgang Niess:**  
„Der Hitlerputsch 1923“.  
Geschichte eines Hochverrats.  
C. H. Beck Verlag,  
München 2023. 350 S.,  
Abb., geb., 26,- €.

unter im luftleeren Raum. Warum in München der Antisemitismus so stark politisch wirksam wurde oder wie die Gewalt hier, im Ruhrgebiet, Sachsen und anderswo die politische Kultur des Jahres 1923 prägte, hätte stärker herausgearbeitet werden können.

Kellerhoff lässt keinen Zweifel daran, dass der in älteren Darstellungen vorherrschende Fokus auf Hitler mitunter verdeckt, dass dessen missglückte Aktion im November im Zusammenhang mit weiter ausgreifenden Umsturzplänen der nationalistischen Rechten gesehen werden muss. Von München aus sollte die

Demokratie überwunden werden – im zweiten Versuch, nach dem gescheiterten Kapp-Putsch von 1920. Die treibende Kraft hinter den Umsturzplänen war nicht Hitler, sondern Gustav von Kahr, von März 1920 an zunächst Ministerpräsident und seit September 1923 Generalstaatskommissar in Bayern. Er arbeitete konsequent auf eine Beseitigung der Demokratie hin, um sie durch die Diktatur eines „Direktoriums“ zu ersetzen. Auf diese Weise im völkischen Lager unter Zugzwang gesetzt, sah sich Hitler im „Wettlauf zum Hochverrat“ (Kellerhoff) zum raschen und letztlich überstürzten Handeln genötigt.

Über die grundsätzliche Bewertung dieser Ereignisse herrscht seit Langem Einigkeit. Die neuen Darstellungen bestätigen den Forschungskonsens, setzen aber eigene Akzente. Schon der Untertitel des Buches „Der Hitlerputsch 1923. Geschichte eines Hochverrats“ von Wolfgang Niess macht die Stoßrichtung seiner Argumentation deutlich. Während Kellerhoff die Republik von rechts wie links bedroht sah, fokussiert Niess in seiner engagiert geschriebenen und zeitlich breit ausgreifenden, die Jahre 1919 bis 1925 umfassenden Untersuchung ganz auf die nationalistische Rechte. Sie hatte, anders als die Kommunisten, eine realistische Chance auf die Erringung der Macht, nicht zuletzt wegen zahlreicher Unterstützer in Polizei, Militär und Justiz.

Die selbst ernannte „Ordnungszelle Bayern“ war eigentlich eine „Unordnungszelle“, ein Rückzugsraum für Republikfeinde aller Art, wie Niess anhand vieler, aus heutiger Sicht fast unglaublicher Belege eindrücklich vor Augen führt. Ohne die „helfenden Hände“ der zahlreichen Monarchisten, reaktionären Ex-Militärs, völkischen Publi-

zisten und politischen Terroristen in der bayerischen Metropole wäre der Aufstieg Hitlers bis 1923 unmöglich gewesen. Die eigentlichen Ermöglicher des Putsches sind auch bei Niess das Triumvirat von Generalstaatskommissar von Kahr, General von Lossow und Oberst von Seißer. Sie begingen im Herbst 1923 in Bayern den – so ein zeitgenössischer Beobachter – „offensten Verfassungsbruch, den die Reichsgeschichte seit 1871 kannte“. In der Nacht vom 8. auf den 9. November setzten sie sich in letzter Minute von Hitler ab und taten danach alles dafür, das Ausmaß des geplanten Umsturzes wie auch ihre eigene Verantwortlichkeit herunterzuspielen.

Das juristische Nachspiel des Putsches, das Niess ausführlicher als Kellerhoff behandelt, machte deutlich, dass auch nach dessen Niederschlagung die Unterstützung für die Verschwörer in Bayern anhielt. Die Verhandlung wegen Hochverrats fand nicht vor dem zuständigen Staatsgerichtshof beim Reichsgericht in Leipzig statt, sondern vor dem Landgericht München. Die Reichsregierung unter Gustav Stresemann nahm dies trotz anfänglicher Proteste hin. Hitler und seine Mitverschwörer, unter ihnen Ludendorff und der spätere Stabschef der SA, Ernst Röhm, bekamen äußerst nachsichtige Richter, die ihnen mit dem Prozess bereitwillig eine öffentliche Bühne boten und im Urteilsspruch edle und selbstlose Motive zubilligten. Der „Weltkriegsheld“ Ludendorff wurde sogar freigesprochen.

Der „Bayerische Kurier“, keinesfalls ein Blatt der Linken, urteilte treffend, dass dieses Schauspiel von einer Gerichtsverhandlung oft nur den Namen getragen habe und „im Inhaltlichen einer völkischen Agitationsversamm-

lung glich“. Aus Sicht der maßgeblichen Verantwortlichen in Bayern, vor allem der Bayerischen Volkspartei als der dominierenden politischen Kraft, war das offenbar immer noch besser als eine partielle Abgabe von Souveränitätsrechten an das Reich, das man in den falschen Händen wähnte. Wenn es damals darum gegangen wäre, umfassend aufzuklären, dann hätten auch Männer wie Kahr, Lossow und Seißer auf die Anklagebank gehört. Dass mit dem fehlgeschlagenen Putsch die Demokratie gerettet war, sollte sich bald als „Stabilitätsillusion“ (Peter Longerich) erweisen.

Niess' Buch endet mit wohlgemeinten geschichtspolitischen Überlegungen. So richtig es historisch ist, den Blick nicht auf Hitler und die NSDAP zu verengen, sondern die antidemokratischen Kräfte der konservativ-nationalen und nationalistischen Parteien wie die nicht immer zuverlässige Reichswehr breit einzubeziehen, so wenig überzeugend, wenn daraus umstandslos Handlungsanweisungen für die Gegenwart gemacht werden. Niess' Schlussfolgerung, dass nicht zu akzeptieren sei, wenn „Kernbestandteile der freiheitlich-demokratischen Grundordnung auch nur vorübergehend oder in bestimmten Räumen außer Kraft gesetzt werden“, mag man als geschichtspolitische Lehre des Jahres 1923 plausibel finden. Wenn er aber postuliert, dass es weiterhin „ein zentrales Element der Demokratiesicherung“ sein müsse, „massive wirtschaftliche Erschütterungen durch kluge, langfristig orientierte Politik zu vermeiden und die Folgen wirtschaftlicher Krisen gegebenenfalls sozial abzusichern“, dann wird die existenzielle Dynamik des Jahres 1923 auf ein allzu simples Maß bundesdeutscher Gegenwart zu recht geschrumpft. DANIEL SIEMENS

## Schreiben in der Hütte

„Das Untersuchungsgefängnis. Eine Galaxie mit ihren Sternsystemen der verschiedenen Trakte und weiteren Verzweigungen. Jede Zelle ist ein Planet, eine eigene Welt mit eigener Biosphäre, eigenen Gesetzen, Bräuchen und Memes.“ So beginnt eine der hundert kurzen Geschichten, die Maxim Znak in weißrussischen Gefängnissen geschrieben hat. Im September 2020 war der Anwalt, der für die nach und nach ausgeschaltete Opposition gearbeitet und zuletzt deren Koordinierungsrat angehört hatte, verhaftet worden, ein Jahr später wurde er zu zehn Jahren im Straflager verurteilt.

Das erste Publikum, das sich die Geschichten anhörte, waren die Mitgefangenen, die in diesem „Zekamerone“ – „zek“ ist ein russisches Wort für Häftling – auch ihre Auftritte haben. Und man glaubt sofort, was Valzhyna Mort in ihrem Nachwort festhält, dass sie zuhört und lacht: über die in Szene gesetzten Vorschriften, Bräuche, Rituale und Gewohnheiten, die ihr Leben in der Gefängniswelt bestimmen. Denn hier schreibt einer, der sich von dieser Welt, in die er gefallen ist, nicht den offenen Blick austreiben lässt und der überdies so geschickt ist, sie in pointiert formulierten, mild ironisch geprägten, ganz knapp gefassten Texten aufzufächern, die glücklicherweise irgendwie nach draußen gelangen konnten.

Natürlich, diese Autorschaft ist eine besondere, kein Schriftsteller hat sich da in Ruhe hingezogen, um an seinem Debüt zu feilen, sondern teilte sich mit acht anderen, wechselnden Häftlingen die achtzehn Quadratmeter der „Hütte“, wie die Zelle von ihnen genannt wird. Aber festhalten muss man doch, dass hier ein exzellenter Erzähler am Werk ist, um sich von den Verhältnissen, über die der Leser fast beiläufig viel erfährt, nicht unterkriegen zu lassen. HELMUT MAYER

**Maxim Znak:**  
„Zekamerone“.  
Geschichten aus dem Gefängnis.  
Aus dem Russischen von Henriette Reischer und Volker Weichsel.  
Mit einem Nachwort von Valzhyna Mort.  
Suhrkamp Verlag,  
Berlin 2023. 242 S.,  
br., 20,- €.

## Eulen mit Manieren

Nennen Sie doch mal drei tagaktive Schmetterlinge. Kein Problem, oder? Zitronenfalter und Admiral, Kleiner und Großer Fuchs, Schwalbenschwanz und Kohlweißling. Man kommt schnell auf ein halbes Dutzend Arten. Jetzt die gleiche Aufgabe, aber mit Nachtfaltern. Sollte Ihnen keine einzige Spezies einfallen, stehen Sie Sophia Kimmig zufolge nicht allein da. Die Biologin beschäftigt sich in ihrem neuen Buch mit jenen Tieren, die den Tag schlafen, um in der Dämmerung aktiv zu werden. Wir hätten, so hebt sie hervor, nur vage Vorstellungen vom Leben in der Nacht. Das gelte auch für Fachleute, schließlich sei die Datengrundlage bei etlichen Arten so spärlich, dass man sogar deren Gefährdungsstatus nicht zuverlässig einschätzen könne. Dabei ist eine Vielzahl von Tieren überwiegend nachtaktiv – und es werden mehr, gilt es doch, dem Menschen tagsüber auszuweichen.

Neben Bilchen, Eulen und Fledermäusen befasst sich Kimmig mit Waschbären, einigen Insekten und Tiefseefischen. Und sie tut dies voller Begeisterung und mit einem Hang zu Anthropomorphisierungen, etwa wenn sie sich die „verduzteten Gesichter von Ameisen“ vorstellt, die Opfer eines Brutparasiten werden. Das Buch ist anekdotenreich und liest sich wie ein Best-of tierischer Kuriositäten. Zugleich kalauert die Autorin die instruktiven Passagen gerne in den Hintergrund (geht es um Tischmanieren, könnten sich Menschen bei den Küken der Schleiereule „eine Scheibe abschneiden“), oder sie unterbreitet Hinweise, die keinen Sinn ergeben, zum Beispiel wenn es über den Uhu heißt: „Obwohl seine scharfen Klauen gefürchtet sind, trägt er ein auffälliges Tarnkleid.“ Dafür fordert Kimmig den Leser andauernd auf, bestimmte Tiere zu googeln, weil sie hübsch oder interessant aussehen. Eine heikle Empfehlung, denn am Ende bleibt man womöglich vorm Bildschirm kleben und legt das Buch zur Seite. KAI SPANKE

**Sophia Kimmig:**  
„Lebendige Nacht“. Vom verborgenen Leben der Tiere.  
Hanser Verlag,  
München 2023.  
272 S., Abb., geb.,  
25,- €.

# Jetzt aber her mit den wirklich richtigen Narrativen

Trendiges fürs neue Institut: Eine Programmschrift glaubt zu wissen, wohin es mit den Geisteswissenschaften gehen muss

„Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher werden die Geisteswissenschaften.“ – Wenn zuträfe, was das bald vier Jahrzehnte alte Aperçu des Philosophen und Silbenstechers Odo Marquard sagt, könnten Historiker, Literatur- und Sprachwissenschaftlerinnen, Religionswissenschaftler, Kunsthistorikerinnen und auch Philosophen ebenso entspannt wie selbstbewusst ihrer Profession nachgehen. Doch sind Geisteswissenschaftler ihrer Existenz- und Berufsberechtigung anscheinend nie ganz gewiss. Sie halten es immer wieder einmal für nötig, die „Nötigkeit“ ihrer Disziplinen unter Beweis oder jedenfalls in programmatischen Standortbestimmungen zur Diskussion zu stellen. Gerne tat man das eine Zeit lang unter – bisweilen allergischer – Zurückweisung dessen, was das zitierte Diktum ultrakurz zusammenfasst: die „Kompensationstheorie“. Schenkt man dieser – als kulturkonservativ gehandelten – These Glauben (sie geht auf Marquards Lehrer Joachim Ritter zurück), so kompensieren Geisteswissenschaften „Modernisierungsschäden“, die auftraten, weil die abstrakte Sachlogik der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation unsere Gesellschaften von ihren Herkunftswelten abtrennt.

Solche Geschichtslosigkeit lasse, so Marquards Ausdruck, einen „Farbigkeits-

bedarf“ entstehen, einen lebensweltlichen „Vertrauheits- und Sinnbedarf“, den zu decken eben die Mission der Geisteswissenschaften sei. Erfüllen sollen sie sie, indem sie Geschichten erzählen und das Gegenwartsbewusstsein mit Halt gebendem Herkunftswissen versorgen. Auf diese Weise werden Geisteswissen-

**M. Gabriel/C. Horn/  
A. Katsman/W. Krull/  
A. Lippold/C. Pelluchon/  
I. Venzke: Auf dem Weg zu einer Neuen Aufklärung. Ein Plädoyer für zukunftsorientierte Geisteswissenschaften.**  
Aus dem Englischen von Joachim Milles.  
transcript Verlag, Bielefeld  
2022. 88 S., br., 18,- €.

schaften, wie Marquard unverblümt und provokationslustig aussprach, nicht nur zu „erzählenden Wissenschaften“, sondern auch zu „Akzeptanzwissenschaften“. Soll heißen: Sie tragen dazu bei, die moderne Gesellschaft zu ertragen. Schwer erträglich fanden und finden ein derartiges Rollenverständnis naturgemäß diejenigen Geisteswissenschaftler, die sich als kritische Geister verstehen

und nicht als Seelenbalsam spendende Entscheidungsbefragte in Dienst nehmen lassen wollen.

Auch die Autorinnen und Autoren des „Plädoyers für zukunftsorientierte Geisteswissenschaften“ würden die Zumutung zurückweisen, Akzeptanzwissenschaft betreiben zu sollen. Das darf der Leser, obgleich von der einst viel diskutierten Kompensationsthese nirgendwo in der Programmschrift die Rede ist, ohne Weiteres entnehmen. Denn Markus Gabriel, Wilhelm Krull, Corine Pelluchon und ihre vier Mitstreiter entwerfen die Geisteswissenschaften als Organe einer „Neuen Aufklärung“ und der „Herbeiführung eines Systemwandels“. Dass Marquard und Konsorten gar keine Erwähnung finden, ist schade, denn der sozusagen geistespolitischen Gegnerschaft zum Trotz stimmt das Anforderungsprofil für „zukunftsorientierte“ Geisteswissenschaftler mit demjenigen für „herkunftsbewusste“ in mindestens einem wesentlichen Aspekt überraschend überein.

Auch das Plädoyer misst identitätsstiftenden Erzählungen, neudeutsch: „Narrativen“, zentrale Bedeutung bei, und dies nicht nur, weil sie als Objekte der Aufklärung infrage kommen. Das zwar auch, Geisteswissenschaften sollen „ver-

einfachende Narrative“, vulgo: Ideologien, der Kritik unterziehen (genannt wird unter anderem der „Neoliberalismus“). Sie sollen aber zudem, und im „Tandem“ mit den Sozialwissenschaften, ihrerseits dazu beitragen, die richtigen – nicht vereinfachenden – Herkunfts- und Zukunftsgeschichten in Umlauf zu bringen. Nicht nur von Narrativen ist (abundant) die Rede, auch von den „neuesten rationalen Selbstbildern“ und von „ebenso positiven wie mitreißenden Zukunftsbildern“, die entstehen mögen. Ein Reigen von immer neuen Bezeichnungen, zu denen sich noch der „Wert“ und die „Wertvorstellung“ sowie „Sinnfindung“ und „Sinnhorizont“ gesellen, zeugt von einem dringlichen Bedürfnis, den Wirkungsradius der Geisteswissenschaften weltanschaulich-politisch (volkspädagogisch?) zu erweitern. Es sei darum zu tun – das hat man lange nicht mehr so kämpferisch gelesen –, „die Lücke zwischen Theorie und Praxis zu schließen“.

Wie das vonstattengehen soll, wird klugerweise nicht näher erläutert. Die Rahmenzerlegung der angestrebten Werte- und Weltbildreform soll aber offenbar eine aufgeklärte Ökologie liefern, deren Fluchtpunkt in einem elementarpolitischen Sinne durchaus konservativ genannt zu werden verdient, nämlich die

„Versöhnung von Natur und Zivilisation“; eine Versöhnung, die – zu kurz gesagt – alles, was krecht und flucht, wächst und fließt, in ein planetarisches „Wir“ integriert, das sich nach irgendwie demokratischen Spielregeln bildet, um eine „nachhaltige Zukunft“ zu gestalten. Den detaillierteren Prospekt dieser wie auch immer neuen ökologischen Aufklärung hat Corine Pelluchon bereits in ihrem Buch „Das Zeitalter des Lebendigen“ präsentiert.

Programmprosa dieser Art kann trendige Signalwörter, Leerformeln und Nullaussagen kaum vermeiden. Das hat sie mit der Textsorte gemein, die für das Förderwesen der Wissenschaftsinstitutionen typisch ist, mit dem Projektantrag. Das vorliegende Plädoyer – entstanden in der privat finanzierten Hamburger Denkfabrik namens „The New Institute“ – liest sich wie ein Meta-Projektantrag oder auch Projekt-Metaantrag, der der geisteswissenschaftlichen Forschung der Zukunft einen zeitgemäßen Rahmen geben möchte. Ein wenig mehr Arbeit an den verwendeten und wenig erörterten Begriffen hätte ebenso wenig geschadet wie die Auseinandersetzung mit anderen, allenfalls konkurrierenden Auffassungen davon, was Sinn und Zweck der Geisteswissenschaften sein mögen. UWE JUSTUS WENZEL